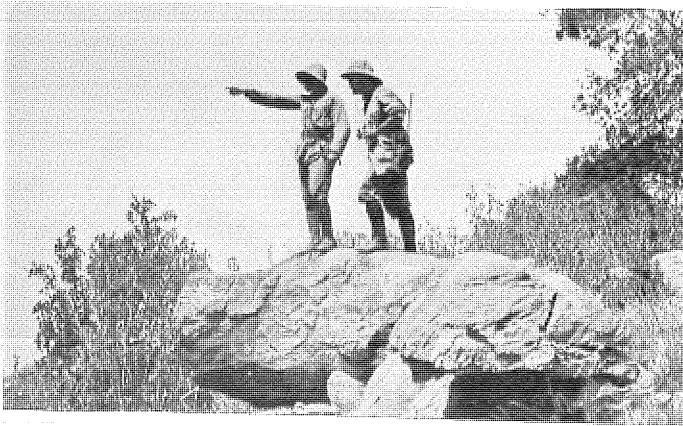


# In Afrikas Wildkammern als Forscher und Jäger

Von  
Dr. A. Berger



Mit 40 Tafeln und 240 Textabbildungen nach Originalaufnahmen  
sowie einer Übersichtskarte

BERLIN  
VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen

SW., Hedemannstrasse 10

1910

# INHALT.

---

	Seite
I. Nach Nairobi . . . . .	1
II. In den Athi Plains . . . . .	11
III. Am Thika . . . . .	23
IV. Fort Hall-Embo . . . . .	74
V. Am Guaso Njiro . . . . .	112
VI. Auf dem Leikipia-Plateau . . . . .	155
VII. Im großen Graben . . . . .	185
VIII. Abseits vom Wege . . . . .	231
IX. Auf dem Guaso Ngisho . . . . .	258
X. Um den Mt. Elgon . . . . .	286
XI. Durch Uganda . . . . .	317
XII. Am Albertsee . . . . .	344
XIII. Im Lande des weißen Nashorns . . . . .	358
XIV. Von Dufile nach Gondokoro . . . . .	399
XV. Heimwärts . . . . .	411

## Anhang:

Auszug aus einem englischen Jagdschein . . . . .	421
Liste der gesammelten Vögel . . . . .	422
Liste der gesammelten Säugetiere . . . . .	429

---



Drei Rhinos standen zusammen.

## V. KAPITEL.

## Am Guaso Njiro.

**U**nser Plan ging nun dahin, möglichst weit nördlich vom Kenia vorzudringen.

Diese Gegend ist noch sehr unerforscht, nur wenige Europäer sind bisher hier gewesen, da mußte es noch manches zu holen geben. Der Guaso Njiro, dessen weiterer Verlauf noch so gut wie unbekannt ist, beschreibt dort einen großen Bogen nach Osten.

Landschaftlich ist die von uns zu durchziehende Gegend sehr schön. Allenthalben baumbestandene Höhenzüge, in den Tälern fruchtbares, kultiviertes Land.

Es ist, als ob hier die Schönheit der Natur auch auf den Kunstsinne der Bevölkerung geschmackveredelnd gewirkt hätte. Aus Glas- und Porzellanperlen fertigen sie sehr hübsche Hals- und Armringe sowie Ohrgehänge. Ihre Geräte zeigen hier und da auch einige Schnitzarbeiten.

Eigentümlich fremdartig berühren die Kuppen der Hügel. Hier finden sich fast regelmäßig dichte Wäldchen. Ob die Regierung für deren Erhaltung Sorge trägt, oder aber die Eingeborenen an irgendeinen in diesen Dickungen hausenden Zauber glauben, konnte uns niemand sagen. Letzteres ist wohl der Fall, denn für Erhaltung der Wälder oder gar Aufforstung haben die Engländer, wenigstens so weit es ihre Kolonien angeht, merkwürdigerweise offenbar keinen Sinn. Ich werde an späterer Stelle durch Beispiele meine Ansicht zu begründen suchen. — — — —

Wir schreiben September. Die Zeit des Grasbrennens ist gekommen. Lange Rauchstreifen steigen zum Himmel empor. Allabendlich sieht man die langsam weiterleckenden Flämmchen an den Hängen sich entlangziehen. Wie die Lichter einer fernen Stadt nehmen sie sich auf die Entfernung aus. Mit Schaudern denkt mancher daheim an diese Art von Bodenkultur, an die ewigen Steppenbrände; sie bringen Vernichtung und Leben.

Älter als die Weltgeschichte sind diese Brände. Schon die alten Karthager sahen sie bei ihren Expeditionen nach der Westküste Afrikas von den Schiffen aus und schauderten davor, weil sie deren Bedeutung nicht kannten.

Der Baumwuchs leidet dadurch viel Schaden, das ist sicher. Das alljährliche Feuer hemmt das Wachstum, zwingt es zu allzu frühem Stillstand, bis die nächste Regenzeit wieder neues Leben weckt. Das knorrige verschrumpelte Holz ist wohl die Folge dieser alljährlichen Mißhandlungen. Nur langsam können sich die Bäume entwickeln, wenn ihnen dieses überhaupt gelingt.

Aber für die weiten Grasflächen der Steppen ist das Feuer eine Notwendigkeit. In wenigen Minuten verzehren die Flammen die



Eingeborene bringen Bananen zum Markt.

von der sengenden Glut der Sonne ausgedörrten Grasdickichte. Dann kommen gute Zeiten für die Viehherden und das Wild. Gern naschen sie die salzigen Rückstände der Asche und äsen das frische Grün. Auch hier wieder der ewige Wechsel des Werdens und Vergehens. Übergoß aber vollends ein plötzlicher Regenschauer die Landschaft mit dem belebenden Naß, dann ist alles wie mit einem Zauberstab erweckt, da sproßt und grünt es in üppiger Fülle, und über Nacht prangen die weiten Steppen im saftigsten Frühlingsgrün. Die Steppenbrände haben aber noch eine nicht zu verachtende gute Eigenschaft. Sie vernichten Unmengen von Ungeziefer, das in dem Grase, auf Tiere und Menschen lauernd, sitzt.

Unsere Karawane wandert in nordwestlicher Richtung. Heiß brennt die Sonne, mühsam und mißmutig schleppen wir uns weiter, das Interesse für die Umgebung läßt nach. Steht man dann aber auf der Höhe und läßt das Auge in die Ferne schweifen, da weitet sich die Brust. Vor uns liegt ein herrliches Landschaftsbild: Zur Linken erheben sich, stufenförmig ansteigend, die Karuraberge, zur Rechten breitet sich die weite Ebene, aus der sich der mächtige Kegel des Kenia erhebt. — — —

Ohne irgendeine Rücksicht auf Terrainschwierigkeiten ist der Weg angelegt. Für Fußgänger, besonders so tüchtige wie die Neger, macht ein bißchen mehr oder weniger Steigung nicht viel aus. Von Jugend auf an Lasten gewöhnt, tragen sie dieselben ohne große Mühe. Für europäische Karawanen, die mit Reit- und Lasttieren kommen, liegen da die Verhältnisse schlechter. Alle Augenblicke gleitet ein Esel auf dem vom Morgentau noch schlüpfrigen Boden aus und fällt mit der Last zu Boden.

So gibt es ewigen Aufenthalt. Dann kommt wieder ein reißender Bach, den die Langohre nicht mit dem Gepäck auf dem Rücken passieren können; kurz man hat ewige Scherereien.

Manchmal sind ja diese Tiere ganz brauchbar, aber für eine langdauernde Expedition in diesen Gegenden sind sie absolut ungeeignet. Da sind Träger doch besser, mit ihnen hat man die volle Bewegungsfreiheit, und braucht nicht in ewiger Sorge um ramponierte Lasten oder gar Verlust der Tragtiere zu sein.

Diese Landschaft mit ihren vielen malerischen Tälern war eine der schönsten, die wir auf unserer Reise durchwandert haben.



. . . . die Eingeborenen schmücken ihre Ohren mit mächtigen Holzstücken (man beachte den mittleren).

Da lagen die Pflanzungen und Dörfer mit den eingesprengten Häusern, Wäldchen und Flußläufen oft wie ein paradiesischer Garten zu unseren Füßen.

Immer wieder tauchte die Erinnerung an Japan auf, aber die kleinen bunten Schmetterlinge, die Japanerinnen in ihren reizenden Kimonos fehlten. Andre Städtchen, andre Mädchen; hier sehen sie leider ganz, ganz anders aus.

Wie ihre Landsleute südlich vom Kenia schmücken die Eingeborenen hier ihre Ohren mit mächtigen Holzklötzen und schweren Ringen, außerdem spielen bunte Glasperlen und Muschelschmuck eine große Rolle.

Der „Schönheitssinn“ ist bedeutend entwickelt, wenigstens von ihrem Standpunkt aus. Nase, Augenwinkel und -lider und die Umgebung des Mundes werden ziegelrot angestrichen, die Beine durch schöne Zickzacklinien dekoriert, was dem ganzen einen spaßhaften Ausdruck verleiht, etwa wie bei unseren Clowns. Viele Männer tragen auch noch mit Lehm vollgeschmierte Perücken und drehen die als Haare geltenden Wollfäden zu langen Strähnen.

Die Bewaffnung ähnelt mehr der, welche uns von den Massais

bekannt ist; die Blätter der schweren Speere sind etwas kürzer, dafür aber bedeutend breiter.

Eine Tagereise von Nyeri ändert sich die Landschaft; die Pflanzungen werden seltener, wir kommen immer mehr in hügeliges Weideland. Prächtige Herden kräftiger Buckelochsen und Ziegen werden hier gehalten.

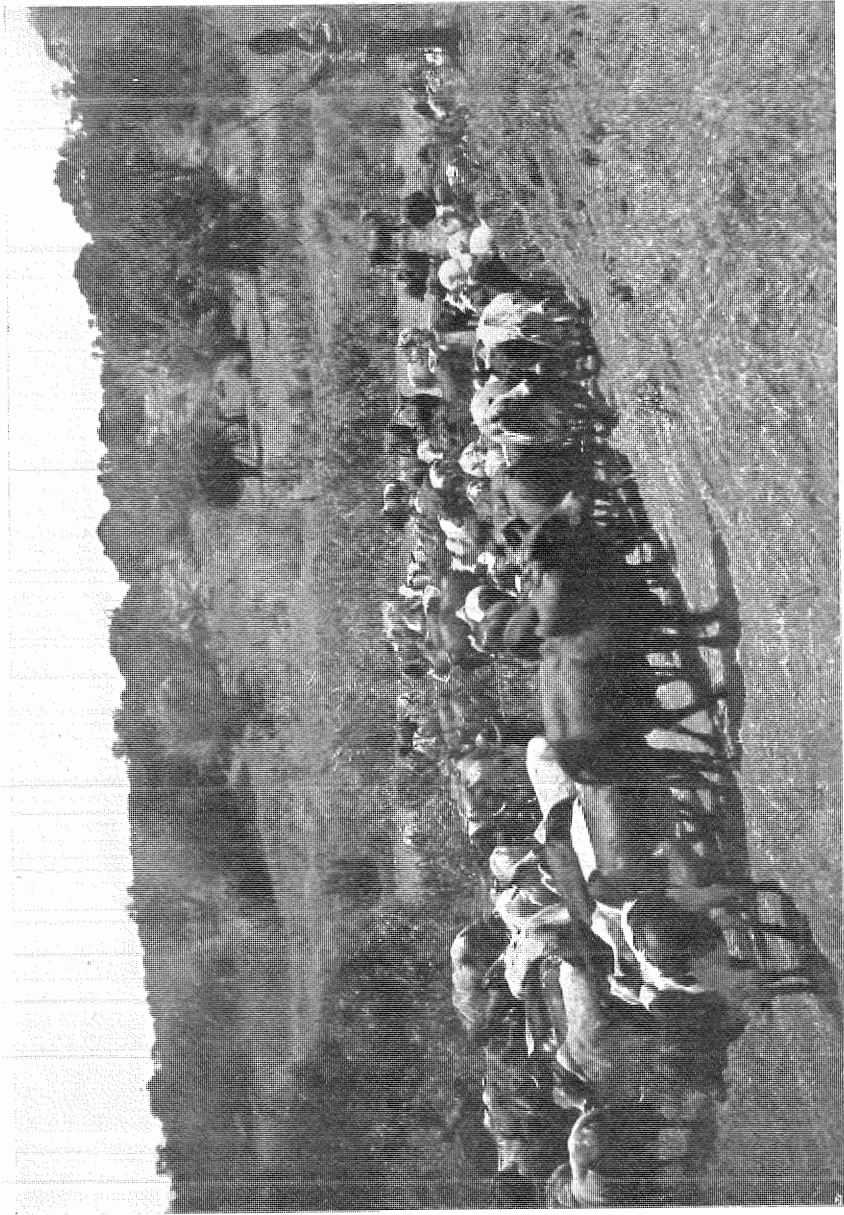
Beim Distriktkommissar erfuhren wir zu unserer Verwunderung, daß wir große Scherereien mit den Eingeborenen gehabt hätten, er sei schon mit der Absicht umgegangen, mit Askaris zu unserer Unterstützung auszurücken. Was die Veranlassung zu diesem Gerücht gegeben hat, ist uns völlig unverständlich, denn wir hatten nicht ein einziges Mal Schwierigkeiten. Aber in Afrika ist es eben wie anderswo, Gerüchte entstehen, wachsen lawinenartig an und verbreiten sich vor allen Dingen sehr schnell. Das schlimmste ist nur, daß dann zu leicht eine europäische Zeitung davon erfährt und die Nachricht, mit einigem Beiwerk frisiert, den erschauernden Lesern auftischt, unbekümmert darum, daß die Verwandten der Reisenden dadurch in größte Sorge versetzt werden.

In den uns nach Afrika nachgeschickten Zeitungen fanden wir unter Angabe von Daten und Orten große Artikel über Aufstand und heftige Kämpfe in Kikuyuland. Gerade in derselben Zeit haben wir das Land kreuz und quer durchreist und nicht die geringsten Spuren von Unzufriedenheit wahrgenommen, alles war in tiefstem Frieden.

Diese häufig wiederkehrenden Alarmnachrichten bergen eine große Gefahr in sich; die Europäer werden gleichgültig dagegen. Es ist ja absolut unmöglich, von vornherein Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden, und ist man neunmal genarrt, so will man wenigstens beim zehnten Mal nicht hineinfallen. Da ist es wohl erklärlich, daß wirkliche Aufstandsbewegungen, die gemeldet, einfach nicht geglaubt werden, bis plötzlich das Unglück hereinbricht.

Zu machen ist gegen diese Lügenhaftigkeit und Neuigkeitskrämerei der Neger nichts, sie meinen es ja nicht böse, denken vielmehr dem Herrn einen Gefallen zu tun, wenn sie ihm etwas Neues berichten.

Der Jäger kann davon ein Lied singen. Fragt er zum Beispiel nach dem Vorkommen eines Tieres, zeigt vielleicht, um sich verständlich zu machen, ein Bild desselben, so kann er mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Leute entweder sofort „ja“ sagen oder



Die Masai haben ihre Viehbestände wieder hochgebracht.

aber sich besinnen, einander angrinsen und streiten, bis dann der erste „ja“ sagt. Nun ist das Eis gebrochen, und nach wenigen Minuten haben sie so viel von dem Tier erzählt, daß man glauben könnte, es wimle davon. In Wirklichkeit hat aber der Fragende ihnen die Antworten nur hineinexaminiert.

Das sind Erfahrungen, die man allmählich macht und über die man sich nur anfangs ärgert. — — —

In uns tritt nun allmählich immer mehr der Wunsch auf, auch einmal wieder etwas Wild zu Gesicht zu bekommen, schon lange leben wir wieder von Hühnern und Schafen, an sich ja ganz schmackhaften Sachen, nur versteht unser Koch doch nicht so recht, wie man sie eßbar zubereitet.

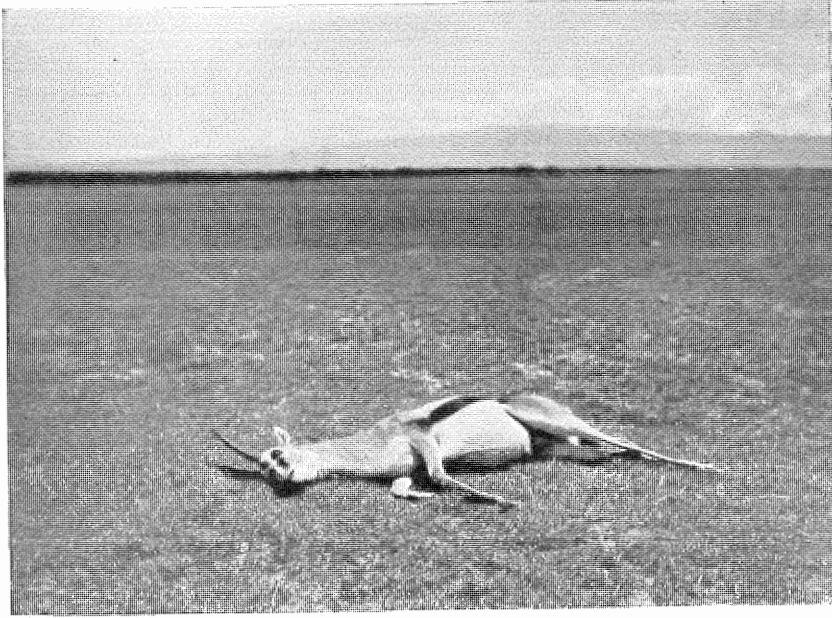
Überhaupt die afrikanischen Köche. Eigentlich müßte man ihnen täglich 10—20 mit dem Kiboko verabfolgen lassen, dann bekäme man wenigstens anständiges Essen. So aber sind sie ganz bodenlos faul, sitzen wie die Fürsten am Herdfeuer, falls sie nicht gerade schlafen, rühren vielleicht einmal mit dem Löffel, im übrigen muß der Küchenjunge alles tun. Wir benutzten, sobald wir das heraus hatten, die erste Gelegenheit, schickten den Koch weg und ließen den Küchenjungen avancieren, der sich nun seinerseits wieder einen dienstbaren Geist heranbildete.

Das ging sehr gut. Den neuen Koch behandelten wir von Anfang an etwas strenger, und so war mit ihm auszukommen. Nur einmal wurde er frech, da hat er aber ein solches Haar drin gefunden, daß er, wenn auch knurrend, gehorchte.

Einen sehr netten Brief schrieb uns der entlassene Koch: Wir wären keine wahren Gentlemen, erst nachträglich hätte er erfahren, daß wir nicht in der Lage wären, einen so „tüchtigen“ Koch wie ihn zu bezahlen, wir hätten ihm doch das von Anfang an sagen sollen usw., dann wäre er gar nicht mitgekommen.

Im ersten Augenblick haben wir uns köstlich über den Brief amüsiert, allmählich stieg uns aber doch das Gefühl auf, eine derartige Frechheit dürfe man nicht durchgehen lassen, weil sie böse Früchte zeitigt. Wir erzählten diese Geschichte einem Beamten. Der meinte: „Lassen Sie den Kerl.“

Ich halte eine derartige milde Behandlung nicht für richtig. Der Neger will stramm angefaßt werden, und ich bin sicher, in Deutsch-Ostafrika würden sie es nicht wagen, wenigstens nicht ungestraft. Wer weiß, ob die Zeit allzu fern ist, in der sich dieser



Thomsongazelle.

Humanitätsdusel der Engländer rächt, genug Warner haben schon ihre Stimme erhoben, aber daheim will man ja nicht hören. — — —

Vor wenigen Jahren vernichtete die Rinderpest, der ungezählte wilde und zahme Herden zum Opfer fielen, auch die ungeheuren Viehbestände der Massai, und dieses mächtige Volk, das trotz aller Niederlagen sich doch immer wieder kühn erhoben hatte, ging zugrunde, verhungerte. So wurden die Engländer unumschränkte Herren dieser Länder. Allmählich erholten sich aber die Reste dieses Volkes. Durch Hege und sorgsame Zucht brachten sie nach dem Verlöschen der furchtbaren Seuche ihre Viehbestände hoch und schon beginnen sie wieder ihre alten Herrenrechte geltend zu machen.

Nicht in offenem Kampf mit Speer und Schild, sondern mit stiller Unverfrorenheit breiten sie sich aus. Schon längst haben sie die Grenzen der ihnen angewiesenen Reservate überschritten, allenthalben trafen wir zu unserem Leidwesen auf ihre Herden, die natürlich alles Wild aus den Gegenden verscheucht hatten.

Je weiter wir nach Norden ziehen, desto unansehnlicher wird der Schmuck und die Bewaffnung der Eingeborenen, alle tragen Bogen und Köcher, Schwert und Keule, die schönen Speere bekommen wir nur noch selten zu Gesicht.

Die Keule wird viel mehr gebraucht, als man im allgemeinen glaubt. Das scheinbar unbedeutende Ding ist eine furchtbare Waffe. Wiederholt sah ich, wie ein Schlag damit genügte, um die stärksten Knochen zu zerschmettern, wenn es galt, das saftige Knochenmark herauszuholen. Trifft ein solcher Schlag den Schädel des Feindes, so geht er sicher in Scherben. Sonst wird sie als Wurfgeschöß benutzt. Meist tragen die Leute die Keule beim Wandern in der Hand. Huscht eine kleine Antilope über den Weg, dann fliegt ihr sicher die Waffe nach, zwar geht sie meist fehl, ab und zu trifft sie aber doch.

Auf den Hochebenen wird die Landschaft recht monoton, überall trockene Steppe mit Flötenakazien und einigen Dorngebüschchen.

In den Tälern sieht es anders aus. Da, wo Feuchtigkeit das üppige Grün der Tropenlandschaft am Leben erhält, ist munteres Treiben. Glanzstare, Webervögel und bunte Schmetterlinge sind lang entbehrte Freunde; ihr Anblick wirkt geradezu erfrischend.

Die trockene Jahreszeit macht sich schon sehr fühlbar. Wo die Karte in schönen blauen Linien rauschende Bäche verspricht, zieht sich jetzt höchstens ein dünner, träge fließender Wasserfaden hin, meist deuten nur einige Tümpel, einige grüne Bäume an, daß auch in diesem Tale sonst ein Bächlein rinnt.

Das sind schlimme Zeiten für eine so große Karawane wie die unsrige; wehe, wenn man kein Wasser findet.

Hoch steht die Sonne. Dort im nächsten Tal, wo die mächtigen grünen Bäume stehen, muß sich Wasser finden. Die Leute sind erschöpft, dies ewige Einerlei der Landschaft, immer bergauf, bergab in der sengenden Sonne, schon lange kein Fleisch mehr als Zukost, da die Gegend so wildarm ist, all das hat ihre Kräfte geschwächt, ihnen die Wanderlust genommen. Und nun kommt der Durst, und kein Wasser.

Mißmutig werfen die Leute die Lasten zu Boden und hocken sich hin. Ein Witzbold versucht, die Gesellschaft aufzuheitern, aber er findet keinen Anklang.

Vorwärts, heißt es wieder, weiter, schließlich müssen wir einmal Wasser finden. Kein Eingeborener begegnet uns, den wir fragen könnten. Da hilft es nichts, es muß durchgehalten werden. Stunde um Stunde verrinnt, aber nirgends Wasser, alle Bäche sind ausgetrocknet.

Wir reiten voraus, teilen uns, um so vielleicht eher etwas zu finden. Was kümmern uns jetzt die sonst so begehrten Stein-

böckchen, heute gilt es nur Wasser. Wie lange ich so in dumpfem Brüten hingeritten war, ich weiß es nicht, nur der Gedanke an das feuchte Naß, die Sorge um die vielen Leute hielt mich aufrecht.

Da, ein Schuß, noch einer, jetzt der dritte, das war das verabredete Zeichen; einer der Kameraden hat Wasser gefunden! Im Nu sind die Sorgen verfliegen, jetzt kann man auch wieder an einen Küchenbraten denken, ein Steinböckchen und eine fette Trappe, das ist eine gute Abwechslung.



. . . ich schlug mein Zelt mehr nach der Steppe zu auf.

Von hier an wurde es auch jagdlich besser. Ab und zu tauchten eine Zebraherde und Thomsongazellen auf, hin und wieder ein einzelnes Jackson-Hartebeest, so daß wir daran denken konnten, auch unseren Leuten einmal wieder Fleisch zu geben.

Solche wochenlange Märsche sind eigentlich furchtbar langweilig. So schön einzelne Landschaften auch sind, im großen ganzen erschläft doch das Interesse. Die weiten öden Steppen, dazu die flimmernde, heiße Luft und das von dem grauweißen Boden grell reflektierende Licht wirken geradezu einschläfernd.

Kommen aber dann wieder Jagdtage, wie schnell ist all das Ungemach vergessen, und jetzt, während ich dies niederschreibe, muß ich es erst an der Hand des Tagebuches aus einem der hintersten Gedankenfächer herauskramen.

Ich bedaure immer die Leute, die von ihren Reisen gerade die Widerwärtigkeiten am besten im Gedächtnis bewahrt haben. Mir geht es umgekehrt, und ich bin recht zufrieden damit. — — —

Allmählich hatten wir dieses Hügelland überwunden, noch ein steiler Anstieg, und vor uns breitet sich das mächtige Leikipia-Plateau aus.

Wie schon erwähnt, ist das afrikanische Wild ganz unglaublich hart, und man wundert sich nicht, wenn ein Stück mit dem besten Blattschuß noch wer weiß wie weit geht, aber hier leistete sich doch ein Thomsonbock ganz Unglaubliches: Ich schoß ihm eine Gehörnstange direkt am Schädel ab, jeden Hirsch oder Rehbock würde ein derartiger Schuß betäubt haben. Anders die Gazelle, sie schüttelte einmal mit dem Kopf, ging dann flüchtig ab, verhoffte nach mir herüber und äste dann ruhig weiter, als sei nichts geschehen, und man sollte doch annehmen, daß ein derartiger Schuß einen ganz gehörigen Brummschädel geben müßte.

Hier auf der Hochebene hat sich die trockene Jahreszeit noch nicht so geltend gemacht. Die kühlen, taureichen Nächte sorgen dafür, daß der Pflanzenwuchs sich länger frisch erhält. Weite offene Steppen wechseln mit lichten Wäldern von Flötenakazien, die hier sich zu wirklichen Bäumen entwickeln, während wir sie bisher nur als recht kümmerliche Gewächse getroffen hatten. Vielleicht findet dies seine Erklärung darin, daß auf dem Leikipia-Plateau das Gras nicht so hoch und so dicht wie in den tiefergelegenen Gegenden wird. Brennt dann das dürre, spärliche Gras der Höhe ab, so hat es natürlich eine schwächere Flamme, die den Bäumen weniger schadet, sie weniger im Wachstum aufhält als die Glut der Steppenbrände in tieferen Lagen. Ob meine Vermutung richtig ist, weiß ich nicht.

Sogar frisches, grünes Gras bekamen wir hier zu sehen, ein lang entbehrter Anblick, zwar fand es sich nur an wenigen Stellen, aber da hatten sich dann auch Elenantilopen, Zebra, Impalla und Thomsongazellen zusammengefunden.

Sehr schwach dagegen ist die Vogelwelt vertreten, nur in den Bäumen der Wasserrisse flattert hier und da eine Taube.



nie wieder erleben werden. Genau am Mittag der Tag- und Nachtgleiche passierten wir den Äquator. Die Sonne strahlte vom wolkenlosen Himmel, und wir konstatierten, als wir punkt 12 Uhr den Versuch machten, daß sie absolut senkrecht über uns stand. Unwillkürlich fiel mir aus fernster Jugendzeit die Geschichte von dem tiefen Brunnen ein, den die Sonne nur zweimal im Jahre ganz beschien. — — —

Die Hauptstadt des Leikipiadistriktes ist Rumuruti. Hier bogen wir von unserer bisherigen nördlichen Marschrichtung nach Nordosten ab, um in den wildreichen weltfernen Gegenden nördlich vom Kenia zu jagen.

In der Nähe eines mächtigen Schilfdickichtes hatten wir unser Lager aufgeschlagen. Ich traute dem Ort nicht sonderlich, da mir die vielen feuchten Stellen des Bodens im Lager Unheil verkündeten. Hier waren erst in letzter Zeit Tümpel verschwunden, und so konnten wir mit eben so viel Sicherheit auf eine erkleckliche Anzahl Moskitos rechnen. Das war der Grund, daß ich mein Zelt mehr nach der Steppe zu aufschlug. Meine Freunde beharrten aber auf ihrem Lagerplatz.



... dort kann man ruhig aus der schmutzigsten Pfütze trinken.

Zeigen sich in Afrika schon am Tage Moskitos, so ist es sicher, daß es am Abend grauenhaft wird. Leider hatte ich diesmal recht. Zum Essen mußte ich ja doch zum Hauptlager kommen, und was ich da an den blutdürstigen Quälgeistern fand, überstieg noch meine Befürchtungen. Wie Wolken fielen sie über uns her. Was nützten da lange Handschuhe und Schleier. Zum Essen mußte man ihn doch lüften, und sofort saßen sie zu Dutzenden darin. Ich war froh, als ich wieder in meinem Zelt war, da quälten sie mich viel weniger.

„Eine angenehme Landschaft“, dachten wir, „erst die Fliegen, nun die Mücken“. Um dem Malariagift, mit dem wir sicher reichlich infiziert waren, die Kraft zu nehmen, wandten wir natürlich Chinin an, und ich möchte mir an dieser Stelle einige Worte über diese Chininprophylaxe erlauben:

Es gibt eine sehr große Anzahl Menschen, welche diese einfach für Unsinn erklären; dem kann ich absolut nicht beipflichten. Sie schützt nicht in allen Fällen, das wissen wir, aber die Zahl der Erkrankungen wird durch sie ganz bedeutend herabgesetzt. Vorbedingung ist aber eine systematische, regelmäßige Behandlung, die sich auf unsere Kenntnis von der Entwicklung der Malariaerreger stützt. Wir verfahren in der Weise, daß wir am ersten, fünften, zehnten usw. Tag nach unserer Ankunft in einer verseuchten Gegend je  $\frac{1}{2}$  Gramm Chinin nahmen, und waren außerordentlich damit zufrieden. Auf früheren Reisen nahm ich größere Dosen, aber das hat keinen Zweck.

Mein Reisegefährte Roth hatte sich früher in Griechenland Malaria geholt und litt lange daran. Seitdem er mit mir reist, nimmt er in gefährlichen Gegenden immer Chinin, und nie hat sich wieder ein Anfall eingestellt. Wir haben die fieberschwangeren Gegenden von Neu-Guinea, Java, Siam, Ceylon, Ostafrika, Uganda und am Nil bereist; nie hat sich bei uns Malaria eingestellt, während fast alle, die nicht die Prophylaxe anwendeten, furchtbar unter dieser Krankheit zu leiden hatten.

Unverkennbar sind ja die Nachteile, die durch häufiges Nehmen dieser Medizin für Magen und Nervensystem sich einstellen, aber sie verlieren sich auch wieder.

Die beste Zeit zum Einnehmen ist nach unserer Erfahrung etwa eine halbe Stunde nach dem Mittagessen, dann tritt der Hauptchininrausch in der Nacht während des Schlafes ein, und am nächsten Tage



... dann machte das Rhino kehrt  
und empfahl sich.

spürt man nur noch wenig davon, wenn ich auch nicht verkennen kann, daß die Willenskraft an diesem Morgen herabgesetzt ist, und die Hand sehr leicht zittert. Ich möchte deshalb jedem raten, wenn er es irgend kann, diesen Morgen nicht zur Jagd auf gefährliches Wild zu benutzen. Natürlich gilt dies nur nach längerem Gebrauch von Chinin.

Da wir gerade von Krankheiten plaudern, möchte ich einer zweiten Gefahr, die den Reisenden bedroht, gedenken: der Dysenterie mit allen ihren Unterarten. Meist ißt man zu viel frisches Fleisch (abhängen lassen kann man es ja in dem heißen Klima leider nicht), und bald stellen sich dann Darmkatarrh und -Blutungen ein. Deshalb soll sich jeder Reisende mit Gemüsen, Reis, Makkaroni und Früchten versehen. Heute, wo wir all die schönen Dinge in getrocknetem Zustand bekommen, ist es ja eine Leichtigkeit, genügende Mengen mitzunehmen, so wird es nicht schwer, sich vor diesen Erkrankungen zu schützen.

Früher hieß es immer, das Wasser sei allein Schuld an den Erkrankungen, heute wissen wir es besser. Wasser ist nur in der Nähe von Ansiedelungen gefährlich, aber weit draußen in der Steppe, wo meilenweit keine menschliche Behausung liegt, kann man ruhig aus der schmutzigsten Pfütze trinken; schön schmeckt das allerdings nicht. \*)

Außer den bösen Stechtieren gab es aber wenigstens Wild, wenn es auch, wohl durch Massais beunruhigt, recht scheu war. Auf-

\*) Interessenten verweise ich auf: Plehn, Tropenhygiene.

fällig anders verhielten sich die prächtigen Kronenkräniche. Sie marschierten ganz ruhig auf der Steppe herum, kümmerten sich sehr wenig um uns und ließen uns sogar oft auf 100 Schritt herankommen. Diese Zutraulichkeit wirkte direkt ansteckend auf die Thomsongazellen, die sonst sich recht scheu benehmen, so daß ich hier eine ganz hübsche Strecke von diesen reizenden Tieren erzielte. Nur ein Bock war kugelfest, siebenmal schoß ich auf den Kerl, aber er äugte nur erstaunt ob der Knallerei, wedelte mit dem Schwanz und zog befriedigt weiter.

„Herr, Du hast heute wieder schlechte Patronen“, sagte mein Gewehrträger, und wütend warf er die leeren Hülsen weg.

Ich tröstete mich damit, am Tage zuvor Chinin genommen zu haben, und so hatte jeder von uns beiden eine triftige Ausrede für mein Vorbeischießen. Wir wollten ins Lager zurückkehren; es hat keinen Zweck, an Unglückstagen Hubertus zwingen zu wollen, da tauchten zwei Hörner aus dem Grase auf. Mit dem Glas stellte ich fest, daß sie zu einem Jackson-Hartebeest gehören mußten, das seine Mittagsruhe hielt.

Bisher hatte ich noch keines dieser Tiere zur Strecke gebracht und wollte doch mein Glück trotz des heutigen Peches versuchen. Es ließ sich auch ganz gut an, die Distanz verringerte sich immer mehr, und noch hatte der Bulle mich nicht bemerkt.

Plötzlich gewahre ich vor mir auf etwa 50 Schritt einen auffallend abgerundeten einzelnen „Felsblock“. Mit dem Glas schaue ich ihn mir aber doch genauer an, er liegt zu unmotiviert hier in der Steppe. Da fängt er plötzlich an, sich zu bewegen, ein mächtiges hörner-



... die Nashörner zogen seitlich an uns vorbei.

bewehrtes Haupt zeigt sich, vor mir liegt ein Nashorn. Zum Schießen ist es mir zu schwach, aber zum Photographieren eine gute Gelegenheit. Es äugt in meiner Richtung, ich nach meinem Kameraträger; doch der ist weit zurück. So schnell ich kann, laufe ich zu ihm. Das Rhino ist währenddessen so liebenswürdig, sich zu erheben und stehen zu bleiben. Wir umgehen es, aber etwas ist ihm offenbar doch nicht ganz geheuer, langsam zieht es auf die offene Steppe hinaus. Wir immer nach. Jetzt bleibt es stehen, ganz frei gehen wir auf etwa 100 Schritt heran, bauen Stativ und Apparat auf und knipsen es.

Die Sache wird ihm allmählich doch zu ungemütlich, ein paarmal kommt es einige Schritt auf uns los, dann macht es kehrt und empfiehlt sich mit erhobenem Haupt in der Richtung, die auch wir einschlagen wollen. Inzwischen ist auch das Hartebeest hoch geworden, hat neugierig von fern den ganzen Vorgang beobachtet, um dann auch seinerseits abzuziehen.

Die Luft über der weiten Steppe begann schon zu flimmern, und das Sehen auf große Entfernung war fast unmöglich geworden. Da gelang es mir noch, zu konstatieren, daß mit einer riesigen Herde Zebra ein Rudel großer Antilopen weidete. Was es war, konnte ich vorläufig noch nicht herausbringen. Beim Näherkommen erkannte ich zu meiner Freude Elenantilopen. Da keine Deckung vorhanden war, ging ich einfach in gerader Richtung auf die Herde los.

Damit habe ich schon sehr oft den besten Erfolg erzielt. Ich kam näher, die Zebra äugten höchst interessiert, aber die Elenantilopen rückten aus. Jetzt wurde es Zeit. Es war zwar höllisch weit, aber ich riskierte den Schuß, und staubend schlug die Kugel unter dem an seiner graublauen Farbe gut zu erkennenden starken Bullen ein, doch der nächste Schuß saß besser. Bald tat sich der alte Herr von der Herde ab, und ich konnte ihm den Fangschuß geben.

Während der ganzen Zeit des Anbirschens war unser photographiertes Rhino, etwa 200 Schritt entfernt, mit uns parallel gezogen. Auf die Schüsse hin rückte es aus, aber an seiner Stelle tauchten plötzlich 2 andere Rhinos vor uns auf, die natürlich auch verwirrt wurden, ehe wir den Elenbullen aufbrachen. Sie zogen dann seitlich an uns vorbei, was mein Maultier, dem diese Tiere höchst sonderbar vorzukommen schienen, veranlaßte, einige Male kräftig zu wiehern.



... die Nashörner hatten uns bemerkt.

Schlag, hatte also Holz gefaßt, und fort ging mein Oryx. Ich rannte ihm nach, um ihn in dem unübersichtlichen Terrain nicht aus den Augen zu verlieren. „Warum hat nur der Mensch nicht vier Beine“, dachte ich! „Wenn zwei müde werden, läuft man auf den andern, das wäre doch großartig —“, und keuchte weiter; Pfff! ging es ganz nah bei mir, ich hatte ein Familienidyll von Nashörnern gestört, ärgerlich trollten sie sich. Vollständig ausgepumpt ließ ich mich auf einen Baumstumpf nieder, meine Kräfte waren zu Ende.

Mit der Zeit kamen auch meine Leute herangebummelt, wobei sich herausstellte, daß ein Träger meine Decke verloren hatte. Das paßte für meine Stimmung. „Warte Bursche, du gehst morgen allein hierher und suchst sie, wenn du sie nicht findest, dann . . .“ Leider siegte später mein gutes Herz, ich erließ ihm diese Strafe, der Kerl hätte sich in dieser an Nashörnern so reichen Gegend zu Tode geängstigt. Die Nachsuche am nächsten Tag lieferte weder Oryx noch Decke, dafür aber Photographien, die wohl einzig in ihrer Art sind:

Mein alter Reisegefährte Roth war mit mir. Den ganzen Vormittag waren wir vergeblich herumgezogen und wandten uns dem Lager zu, als wir ganz unerwartet zwei Rhinos im Schatten eines Baumes gewahrten.

Der Wind stand vorzüglich, der Boden war weich wie ein Teppich, so daß wir hoffen konnten, uns geräuschlos den Tieren zu nähern. Ruhig und stumpfsinnig standen sie im Schatten. Klopfenden Herzens birschten wir heran.

Das war ein schwieriges Unternehmen mit der schweren, bereits auf das Stativ aufgeschraubten Kamera. 70—80 Schritt mochten uns noch von den Tieren trennen, da schiebt sich, den deckenden Schatten eines Baumes verlassend, ein dritter Koloß in die helle Sonne.

Welch ein Anblick!!

Fast geräuschlos arbeitet der Verschuß des Apparates, und doch mußten die Tiere etwas gehört haben. Die drei mächtigen Häupter bewegen sich suchend hin und her. Wir gehen noch etwas näher heran, wer weiß, ob sich uns je wieder so günstige Gelegenheit bieten wird. Tadellos zeigt der Reflexspiegel dieses seltene Bild, aber jetzt dürfen wir nicht weiter vordringen, sonst bekommen wir sie nicht mehr alle auf eine Platte.



... die Nashörner hatten uns bemerkt.

Die Nashörner haben sich inzwischen spitz gegen uns gestellt. Roth geht nun seitlich, die Büchse schuffertig in der Hand. Im Apparat beobachte ich die Tiere. Jetzt ruft er sie an, wie der Blitz fahren sie herum, da arbeitet wieder die Kamera. Sie werden unruhig. Dann ein Prusten und Fauchen, und verschwunden sind sie in den Dornenbüschen.

Derartige Aufnahmen haben einen sehr großen Reiz und für den Reisenden außer dem wissenschaftlichen noch einen anderen Wert. Wenn man die Geschichte erzählte, ohne die Bilder zu zeigen, würde mancher ungläubig lächeln und — man könnte es ihm gar nicht übel nehmen.

Allerdings könnte einem allein dieses Unterfangen unter Umständen doch verhängnisvoll werden. Mit einem Nashorn kann man ruhig anbinden, eventuell mit zweien, wenn man eine Reservebüchse zur Hand hat, drei sind aber doch etwas viel, manchmal können die Tiere unheimlich viel vertragen, und dann tut auch der Schuß auf die Schnauze nicht immer seine Wirkung. Da ist es eben sehr viel wert, wenn man, wie ich in diesem Falle, einen Kameraden zur Seite hat, auf dessen Treffsicherheit und Kaltblütigkeit in jeder Lage absolut zu rechnen ist.

Diese Gegend schien ein wahrer Versammlungsplatz von Nashörnern zu sein, schon wenige hundert Schritte von der Stelle, wo wir den dreien begegnet waren, stand wieder eine Alte mit Jungen.

Einer unserer Träger war ein furchtbarer Hasenfuß; wenn Rhinos sich zeigten, verschwand er. Nun war hier das Gras gerade etwas hoch, so daß wir von unseren Maultieren aus die Tiere lange vor unseren Leuten wahrgenommen hatten. Roth war schnell verständigt, und wir zogen auf den Baum, unter welchem die Nashörner sich befanden, zu. Erst etwa 80 Schritt davon merkten die Leute die Tiere, und nun wollte unser Held weglaufen, aber es half nichts, die andern hielten ihn und unter allgemeinem Gelächter rückten die in ihrem Mittagsschlaf gestörten Tiere aus. Der Träger aber war noch lange die Zielscheibe aller Lagerwitze.

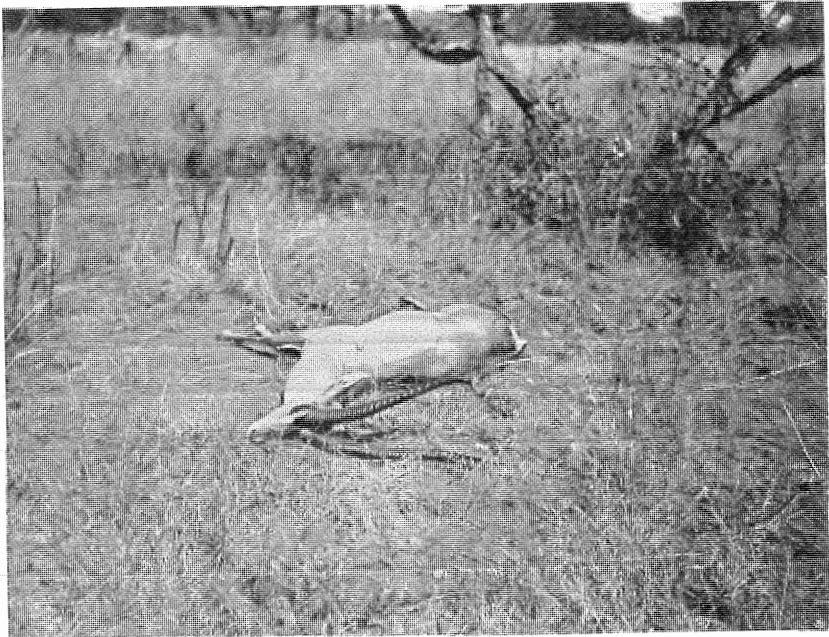
Dieser Tag war eigentlich nur der Freude an der Natur gewidmet. Auf dem langen Marsch fiel kein Schuß, und als wir am Nachmittag über die sonnige Buschsteppe ritten, da war ein Vogelgezwitscher wie daheim im Frühlingwald. Eine Unzahl der reizenden „Witwen“ (*Vidua paradisea*) hatte hier offenbar ihren Balzplatz, munter sangen sie ihr Liebeslied, tanzten und machten ihre

Kapriolen, um bei unserer Annäherung für einen Augenblick abzustreichen. Wie Schleier wehten die breiten samtschwarzen Schwanzfedern, als wären sie den kleinen Vögeln nur angebunden, hinterher. — — —

Kein Mensch weiß wohl besser als der Jäger, daß es ganz reguläre Unglückstage gibt, er kann dann anstellen, was und wie er es will, mit absoluter Sicherheit geht es schief. Ist er klug, so merkt er es dem Tage früh genug an und geht heim.

Als unverbesserlicher Optimist tat ich das nicht, dafür habe ich wenigstens Erfahrungen gesammelt, wenn auch trübe.

Mit Tagesgrauen kletterte ich eines Tages den Abhang hinauf, der steil vom Hochplateau nach der Ebene, in der unser Lager stand, abfiel. Oben ankommend, gewahre ich eine Rotte Sauen, darunter einen ganz kapitalen Warzenkeiler. Meine Leute bleiben zurück, und vorsichtig birsche ich in gebückter Haltung vorwärts. Plötzlich wird der Boden unter mir alle, und ich schlage der Länge nach hin, ich bin in ein durch das Gras verdecktes Loch gefallen. Wie ich mich aufrichte, waren natürlich die Sauen weg. Noch äuge ich nach ihnen, da fährt fast unter meinen Füßen ein Steinböckchen



Grantgazelle.

heraus, eine reizende kleine Antilope, die sich durch besonders große Lauscher und guten Geschmack auszeichnet. Sofort war sie zwischen Felsblöcken verschwunden. Drei-, viermal machte ich sie noch hoch, aber immer verstand sie sich so zu decken, daß ich keinen Schuß anbringen konnte.

So hatte ich wenigstens noch nicht vorbeigeschossen, was ich aber schleunigst an einem wirklich kapitalen Thomsonbock nachholte, — gefehlte Stücke sind ja bekanntlich natürlich immer sehr stark.

Meine Freunde hatten meinen Jagddusel zu oft beschrieben, nun war er für einige Zeit von mir gewichen.

So wollte ich mit der Kamera mein Glück versuchen. Ein Rudel Thomson- und Grantgazellen von etwa 60 Stück war das geeignete Objekt. Aber, wie ich es auch anstellte, immer war es falsch, sobald ich knipsen wollte, rückte die Gesellschaft aus. Na, denn nicht, dachte ich und wandte Zebras meine Aufmerksamkeit zu. Auch hier derselbe Erfolg. Ja, ja, so ein Tierbild sieht sich so hübsch an, da ist alles darauf, wie hingestellt; welche Arbeit, Zeit, Ausdauer und Enttäuschungen es aber gekostet hat, ahnen die wenigsten.

Diese dauernden Mißerfolge und die „blödsinnige“ Hitze wirkten etwas auf meine Stimmung, und ich wartete nur darauf, daß mich jemand ärgerte, um mir einmal Luft machen zu können, aber meine Leute benahmen sich musterhaft. Jedoch mein edles Maultier! Ein Rhino war vorbeigewechselt, und dessen Losung erregte seine Nerven. Als das Tier nun gar ganz harmlos aus dem Busch trat, bekam meine „Mula“ Angst, sie bockte, scheute und wollte weg. Das war etwas für mich, dabei benahm sie sich derartig, daß ich Mühe hatte, im Sattel zu bleiben, was sehr zu empfehlen war, da die Steppe von Dornen und Steinen strotzte. Schließlich war aber die Widerspenstige gezähmt, und mein Reitstock kaput.

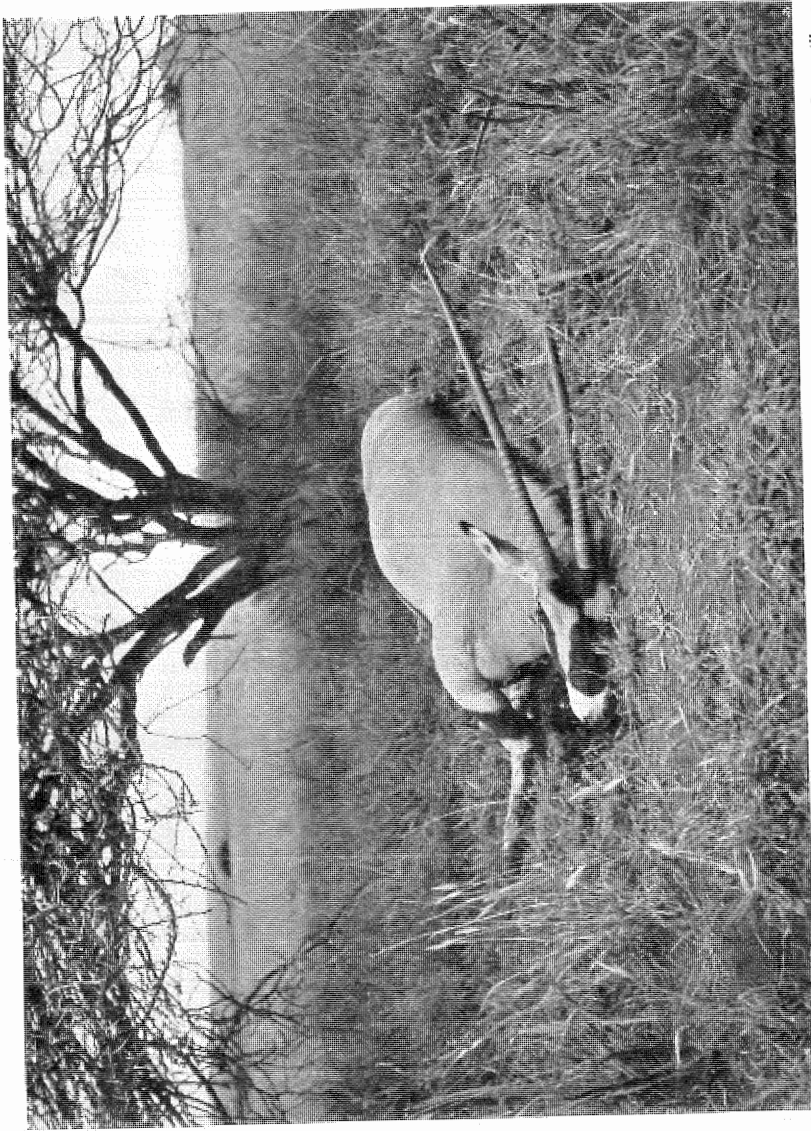
Ich ritt weiter. Da gewahrte ich im lichten Wald ein Rudel Oryx, deren Menschenscheu ich ja schon vorher kennen gelernt hatte. Mit einem Gewehrträger machte ich „down“, während meine Leute seitlich weiterziehen mußten, als ginge sie das Wild gar nichts an. Wir krochen nun auf einer im wahrsten Sinne des Wortes dornenvollen Bahn heran. Das Rudel hatte nichts gemerkt, bis eine vorbeipfeifende Kugel das Idyll störte. Nun

rückten sie aus, ich nach. Wie sie verhofften, nahm ich meinen zuerst beschossenen Bock aufs Korn; Schuß auf Schuß, vorbei — vorbei. Doch nein, da fällt ja ein Stück, ich bin starr, — ein Kalb. Wie es zu der Kugel gekommen, weiß ich nicht, nun war es aber tot, diese traurige Tatsache war nicht abzuleugnen. (Das Opfer wurde der Küche überwiesen, aber obgleich meine boshaften Freunde mich baten, noch mehr solcher Leckerbissen zu liefern, wollte mir das Gericht nicht so recht schmecken.)

Ich glaube, inzwischen waren 50 Prozent Galle in mein Blut getreten, ich war wütend. Da machten meine Träger auch noch eine Dummheit, sie kamen, entgegen dem strikten Befehl, auf meine Schüsse hin angelaufen, — ach, tat das gut, denen ordentlich den Standpunkt klar zu machen. So bekam ich mein seelisches Gleichgewicht wieder. Noch leicht grollend, aber doch noch mit einem Funken Optimismus, ritt ich waldeinwärts. Und siehe, die Oryx hatten mein Schießen absolut nicht übelgenommen, sondern es offenbar für einen neckischen Zeitvertreib gehalten. Ich traf mein Rudel friedlich äsend wieder an.

„Diesmal aber besser machen“, das betete ich mir vor! Es klappte auch ganz gut. Mit nur einem Jäger kroch ich näher. Ein Rhino — diese Tiere haben offenbar die Eigentümlichkeit, immer im unrechten Augenblick aufzutauchen — mußte umgangen werden, dann kam ich auf etwa 200 Schritt an die Oryx heran. Die Tiere spielten ganz harmlos miteinander, schlugen sich mit den langen Hörnern, galoppierten davon und kamen wieder; andere ästen. Lange suchte ich mit dem Glas, wer der stärkste wäre. Das ist bei diesen Antilopen ziemlich schwer herauszufinden, besonders da auch die weiblichen Stücke sehr lange, wenn auch nicht so schön geringelte Hörner tragen. Ich hatte neben dem stärksten Bock einen ganz monströsen erblickt, dessen eine Stange sich kreisrund nach vorn und an der Stirn wieder nach oben bog. Zu meiner freudigen Überraschung saßen zwei schnell hintereinander abgegebene Schüsse.

Das Rudel wurde flüchtig, die beiden kranken Stücke folgten. Bald warfen zwei weitere Kugeln den Starken um, aber der Monströse schien von nun an „fest“. Wohl sah ich mit dem Glas den stark schweißenden Ausschuß, aber der Bock zog weiter und weiter. Ich begann ein Feuer auf große Entfernung, denn weiter nachlaufen konnte ich nicht mehr. Aber keine Kugel traf, sie waren verhext.



Oryxantilope.

Eben wollte ich die Verfolgung abbrechen, denn die Sonne meinte es mehr wie gut, da fiel mein Gewehrträger um, streckte alle Vier von sich und krümmte sich in Schmerzen. Er bekam Magenkrämpfe (aber nicht vom Lachen über mein Vorbeischießen). Als Heilmittel sollte ich ihm den Fuß auf den Leib setzen, dies

war mir offengestanden eine neue Heilmethode, aber ich entsprach seinem Wunsche. Als dies dann nicht den gewünschten Erfolg hatte, versuchte ich auf andere Weise, ihm zu helfen, was denn auch gelang.

Unterdessen war das kranke Stück, ich meine jetzt den Oryx, weitergezogen. Nochmals versuchte ich es allein, ihm beizukommen, wieder vergeblich, da gab ich es auf. Wohl traf ich noch auf Oryx und Elen, aber ich hatte genug von meiner heutigen Schießerei.

Ich kehrte, um mich zu trösten, zu dem erlegten Stück zurück, es war — eine Kuh, aber eine recht starke, mit 84 cm langen Hörnern. Als ich herantrat, versuchte sie, hoch zu werden und fuchtelte in ganz unheimlicher Weise mit ihren mächtigen Spießen herum, so daß ich ihr schnell den Fangschuß gab, ehe sie mich forkeln konnte. Diese Tiere sind durch die langen spitzen Hörner außerordentlich geschützt, und ich glaube kaum, daß sich ein einzelnes Raubtier an sie heranwagt.

Damit der Leser aber nicht eine allzu schlechte Meinung von meiner Schießkunst bekommt, will ich verraten, daß ich an diesem Tage aushilfsweise eine Büchse zum erstenmal führte und zugleich neue Geschosse probierte. Später habe ich mich mit dieser Büchse noch recht gut eingeschossen und manches gute Stück damit erlegt.

Im Lager erwartete mich eine freudige Überraschung. R. hatte ein ganz kapitaless Nashorn, v. D. ein Nashorn und einen starken Elenbullen geschossen. Da war dann bald das Mißgeschick des heutigen Tages vergessen, zumal es ein köstliches Diner gab: Fleischbrühe von Grantgazelle (sehr gut), Nashornsteak (schmeckt wie alte Stiefelsohlen und Sägespäne), Kronenkränichbrust (wie Hartgummi), dazu Makkaroni, hinterher eingemachte Früchte, beides sehr gut. Übrigens aßen wir später die Zunge vom Rhino und faßten den Entschluß, nie mehr einen solchen Leckerbissen wegzuwerfen. Sie schmeckt ähnlich wie Ochsenzunge, hat aber den Vorzug, daß sie absolut nicht weichlich ist.

Es ist merkwürdig, wie das Pech manchmal direkt chronisch wird. Ich konnte auch in den folgenden Tagen anstellen, was ich wollte, es klappte nicht.

Da sind dann Marschtage eine wahre Erholung. Unser Weg führte





• • ganze Wälder von Buschkakteen sperrten das Tal.



Oryxantilope im lichten Buschwald.

wucherten Baum ließ sich ein prächtiges schattiges Plätzchen für unsern Tisch zurecht machen. Da saßen wir immer kühl, durch das Blätterdach gegen die sengenden Sonnenstrahlen geschützt.

Das war sehr nötig, denn das Thermometer erreichte hier  $56^{\circ}\text{C}$  (höher zeigte die Skala nicht), und in der Nacht fiel es auf  $3^{\circ}$ , ein unheimlicher Temperaturunterschied, der sich nur durch die Nähe des Kenia erklären läßt, von dessen vereister Spitze die Winde für die, allerdings etwas reichliche, nächtliche Abkühlung sorgen.

Für jemand, der nach Afrika geht, ohne sich genügend orientiert zu haben, können solche klimatischen Verhältnisse verderblich werden.

Der weitaus größte Teil des Publikums verkörpert mit Afrika den Begriff der Hitze, ohne dabei zu bedenken, daß auch dort ungeheure Hochebenen existieren. Wir waren auf die Kälte genügend vorbereitet, und so brachten uns die kühlen Nächte nach den Anstrengungen des Tages immer erquickenden Schlaf.

Dieses rechte Ufer des Guaso Njiro wird wohl sehr lange auf seine Erforschung zu warten haben. Nur von einigen Wildwechsellern durchzogen, dehnen sich meilenbreite verfilzte Dickichte von allerhand Kakteen, Schlingpflanzen und Dornbüschen aus. Dahinter liegt eine ungeheure, wasserlose hügelige Grassteppe, in der außer dem vielen Wild nur einzelne Dornbüsche und Euphorbien dem Auge Abwechslung gewähren.

Hier ist ein wahres Dorado für Oryxantilopen und Giraffen. Noch vor wenigen Jahren waren die Oryxantilopen in den Gegenden südlich von Rumuruti häufig, heute sind sie durch die Herden der Massai nach Nordosten zurückgedrängt. Man hat hier einen deutlichen Beweis, wie die fortschreitende Kultur den Gegenden in kurzer Zeit ein ganz anderes Gepräge geben kann.

Bei unseren Kolonialpolitikern ist leider die Ansicht vertreten, daß es, um die Kultur auszubreiten, nötig sei, das Wild auszurotten, ja sie gehen sogar so weit, in Deutschostafrika den Abschluß allen Großwildes zu fordern, weil sie in ihm den Grund suchen, daß sich nicht mehr Farmer ansiedeln. Es ist mir unbegreiflich, wie vernünftig denkende Menschen solche Ansichten aussprechen und verfechten können.

Alles Großwild der Welt ist bisher der Kultur gewichen, aber vor allem soll man erst Kultur in die Kolonien bringen, ist es dann nötig, so kann man ja das Wild kurz halten. Vorläufig bildet es noch einen ungeheuren Nationalbesitz, von dem Tausende



Oryxantilope im lichten Buschwald.

leben, der allein das Vordringen und Erforschen weiter unbekannter Gegenden gestattet. In den Kolonien sollen wir das Wild vernichten, und in der Heimat haben wir Grundbesitzer, die ihre Besitzungen wüst und unbebaut liegen lassen, nur für das Wild, weil sie aus dem Verpachten der Jagden einen höheren Erlös schlagen, als wie sie durch Bearbeiten der Felder erzielen.\*)

Wo das Tier als Plage auftritt, gut, da soll es fallen, wenn aber einmal ein Rhino eine Karawane erschreckt, dann braucht man nicht gleich zu schreien und über alle Nashörner das Todesurteil fällen zu wollen. Behält aber die jetzige Richtung die Oberhand, dann ist zu befürchten, daß es in wenigen Jahrzehnten in Deutschost aussieht, wie heute in Südafrika. Graf Goetzen war es zu danken, daß die geradezu haarsträubenden Tiermetzeleien, welche die Askaris teils mit, teils ohne Befehl eines Weißen, unter Elefanten, Giraffen, Nashörnern etc. anrichteten, aufgehört haben, und nun ist wieder die wildmordende Strömung oben. Deshalb halte ich es für die Pflicht eines jeden, der im Ausland gewesen und die Kolonien verschiedener Länder besucht hat, dafür Stimmung zu machen, daß etwas Energisches für Erhaltung der Wildstände getan wird.

Sehen wir uns doch nur Englisch-Ostafrika an. Weite, ungeheuer weite Strecken Landes sind absolut menschenleer, da lebt das Wild ohne jemand zu stören. Hier findet der Forscher, der Jäger ein weites Feld, bringt durch seine Expeditionen Hunderten von Menschen Beschäftigung, und der Staat hat durch Jagdscheine und Zölle eine ganz ansehnliche Einnahme.

Nun verbarrikadieren sich die Herren hinter einem mißverständlichen Ausdruck des Geheimrat Koch, „Alles Großwild muß sterben, weil es die Tsetsefliege verbreitet“, ja schön, aber wo kommt denn diese Bestie vor, doch nur in ganz besonderen Gegenden, an bestimmten Flüssen und Seen, und da wieder hat sie ihren Unterschlupf im Uferdickicht. Hier soll man den Stier bei den Hörnern fassen, diese Gestrüppe erst einmal abholzen und verbrennen und dann, wenn das nichts hilft, kann man ja das Großwild abschießen, aber nicht in ganz Ostafrika, sondern nur in den von der Tsetse verseuchten Gegenden. So hat es Geheimrat Koch gemeint. Leider ist das erst zu spät bekannt

---

\*) Ich will dieser Art Bewirtschaftung absolut nicht das Wort reden, führe sie aber an, weil sie vielleicht nur einem kleinen Teil des Publikums bekannt sein dürfte.



... Giraffen und Oryxantilopen standen zusammen.



vernünftiger, ein ganz anderes Revier aufzusuchen, als sich mit dieser Gesellschaft herumzuzügeren.

Mein Jäger hatte zum Glück die Oryx im Auge behalten und nun gelang es mir auch, heranzukommen. Ein guter Bock bekam eine Kugel spitz, zeichnete und ging mit dem Rudel ab, einem zweiten zerschmetterte die Kugel das Kreuz, so daß ich ihm gleich den Fangschuß geben konnte. Dann ging es hinter dem ersten her. Das Terrain war ziemlich eben, und so kam uns die Herde nicht außer Sicht. Wir liefen, was wir konnten, hinterher. Erst nach etwa zwei Kilometern tat sich das kranke Stück ab und gesellte sich zu einem Rudel Grantgazellen. Auf etwa 300 Schritt kam ich heran, dann zog das Tier weiter, und ich begann ein Schnellfeuer, wobei der Oryx von sechs Schuß vier Kugeln bekam. Nun wurde es immer langsamer und erst nach zwei weiteren Blattschüssen brach er zusammen. Nie habe ich ein Stück gesehen, das innerlich derartig zerfetzt war, und doch war es noch so weit gegangen. —

Ein außerordentlich anstrengender Tag sollte folgen. Früh 5 $\frac{1}{2}$  Uhr brach ich auf.

Noch leuchtet der große Bär am Himmel, aber im Osten verkündet ein heller Streifen den nahenden Tag. Der Kenia hebt sich scharf im Südost vom stahlblauen Himmel ab. Erst tiefviolett, allmählich heller und heller bis zum zartesten Rosa verblassend, steht die mächtige Felsmasse da, als gebe ihr das ewig wechselnde Farbenspiel Leben. Jetzt bricht goldig glänzend die Sonne hervor, und wie mit einem Schlag verwandelt, liegt der Kenia grau und tot, nur die Schneefelder strahlen noch in silbernem Glanze.

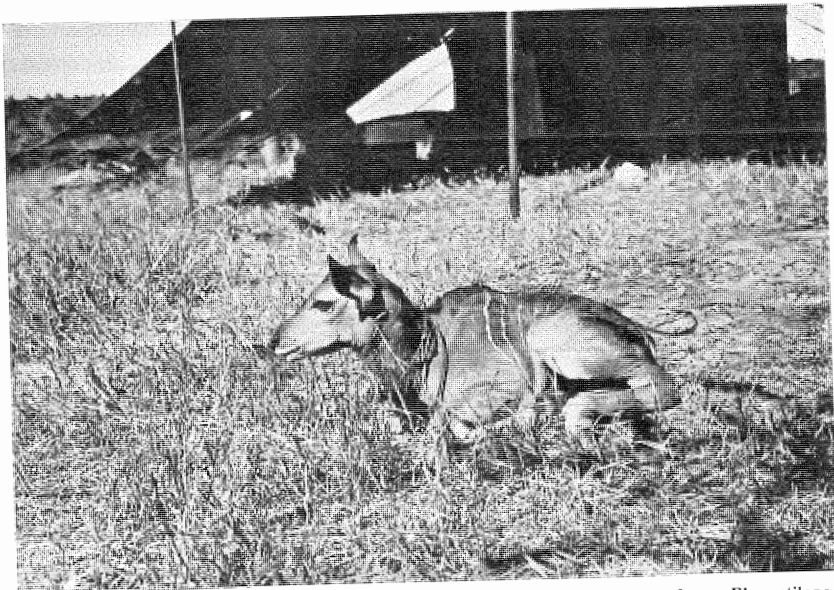
Hie und da unterscheiden wir Wild auf der Steppe, meist Oryx und Grantgazellen, die, ewig mit dem Wedel schlagend, dahinziehen. Eine Rhinofährte, die einzige, die sich findet, nehmen wir auf. Sie führt uns weit in die Steppe hinein. Stundenlang folgen wir, die Sonne beginnt schon lästig zu werden. Seitlich von uns wirbelt Staub auf, zwei dunkle Punkte lösen sich aus ihm, spielende Oryxböcke. Wir hocken uns nieder, sie kommen gerade auf uns los. Auf 200 Schritt verhoffen sie, uns lange anäugend, ehe sie flüchtig abgehen. Ich schieße nicht, denn sie sind nicht stark genug.

Immer häufiger erscheint dieses schöne Wild. Rudel von 20 bis 30 Stück sind nichts Seltenes, aber sie sind immer recht scheu, zumal wenn weibliche Stücke mit ihren Sprößlingen beim Rudel sind.

Zebra, die wir bisher fast immer in mächtigen Rudeln angetroffen, sind hier spärlicher. Oft paarweise oder in kleinen Trupps äugen sie neugierig nach der vorüberziehenden Karawane. Die Gazellenarten (Thomson und Grant) zeichnen sich hier durch recht gute Gehörne aus, so daß auch von diesen einige ihr Leben lassen müssen.

Es gehörte zu den Aufgaben unserer Expedition, nach Möglichkeit Felle und Gehörne derselben Antilopen aus verschiedenen Gebieten, besonders verschiedenen Flußbezirken zu erhalten, und da hatten wir natürlich ein wachsames Auge auf alle uns auffallenden Unterschiede. Höchst interessant war es, vor allem die Entwicklungsformen der Gehörne zu beobachten.

Wer die Jugendformen nicht kennt und nur die Stangen in die Hand bekommt, wird manchmal vor einem Rätsel stehen. In der Abbildung auf Seite 147 bringe ich zwei Gehörne von Grantgazellenböcken, die aus demselben Rudel stammen. Der Laie könnte sich leicht täuschen lassen und glauben, er habe hier Grantgazellenböcke aus zwei ganz verschiedenen Gegenden vor sich. Man sieht hieraus, wie vorsichtig man sein muß bei der Beschreibung einer Antilopenart, wenn man nur das Gehörn eines



Junge Eleantilope.

Exemplars hat. Die Ernährung spielt auch bei diesen Tieren eine ähnliche Rolle wie bei unserem Rot- und Rehwild.

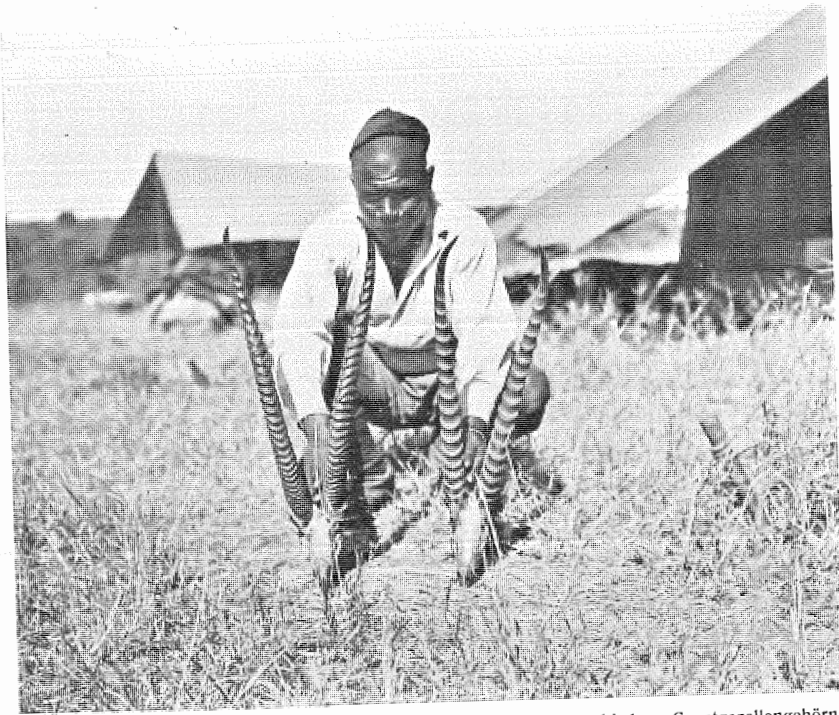
Die alten Böcke der Grantgazellen scheinen ihren Harem sehr gut zu hüten. Meist stand ein guter Bock bei einem großen Rudel weiblicher Stücke, während die jungen Böcke Rudel für sich bildeten.

Von den Eingeborenen werden die Grantgazellen „Großväter der Thomsongazellen“ genannt. Es hat dies wohl seinen Grund darin, daß die alten Böcke gern sich unter die Rudel dieser zierlichen Zwerggazellen mischen, die sie an Größe des Körpers und vor allem des Gehörns weit übertreffen, während die Zeichnung des Felles bei beiden Arten sehr ähnlich ist. Von diesen Antilopen wie auch von den Oryx und Elen fanden wir Ende September frisch gesetzte Junge, so daß die Setzzeit hier nördlich vom Kenia für alle Arten dieser Monat zu sein scheint, während sie für die Athi plains früher, für das Hochplateau Guaso Ngisho Ende November, Anfang Dezember liegt. Jedenfalls sahen wir in den genannten Gegenden in diesen Monaten ganz frisch gesetzte Kälber, während etwas ältere Stücke fehlten. Als einzige Setzzeit möchte ich diese aber nicht festlegen. Sache weiterer Beobachtungen wird es sein, absolute Klarheit zu schaffen. Eins können wir jedoch als feststehende Tatsache annehmen, daß nämlich die Setzzeit in den verschiedenen Gegenden eine verschiedene ist. Eingeborene sagten auf Befragen aus, daß sich das ganze Jahr über junge Kälber fänden, doch derartige Angaben sind wenig zuverlässig, und man darf ihnen nicht allzuviel Wert beilegen. Ebenso ist absolut kein Verlaß auf die Angabe des Ursprunges gekaufter Gehörne, da diese oft von weit her durch Karawanen eingeführt werden.

Der Neger gibt dem Europäer gern eine bejahende Antwort, ob sie richtig ist, bleibt ihm ganz gleichgültig. — — —

Ganz besondere Aufmerksamkeit wandte ich den Nashörnern zu.

Einer meiner Leute hatte mir gesagt, in dieser Gegend seien sie sehr stark, und so wurde jede Spur aufgenommen, die halbwegs Chance bot. Aber wir wanderten und wanderten, vergebens. Schließlich gerieten wir in das Kakteendickicht, das die Ufer des Guaso Njiro säumt. Es war ein grauenhafter Weg, nichts wie Schlingpflanzen, Dornen und Stacheln. Jeden Schritt vorwärts mußten wir uns mit dem Buschmesser bahnen, und hier kann so ein Dickhäuter ruhig durchschlüpfen. In Schweiß gebadet, zerschunden und zerstoehen gaben wir die Verfolgung auf.



Zwei verschiedene Grantgazellengehörne.

Viel war damit nicht gewonnen, wir saßen in der schönsten Falle. Zurück konnten wir nicht, das wäre zu weit gewesen, also vorwärts auf den Fluß zu, der hier in der Nähe vorbeifließen mußte, wenn er nicht gerade seine Richtung geändert und einen Bogen gemacht hatte. Und wirklich, er war so boshaft; wir zogen offenbar seitlich von ihm, immer kriechend und den Weg aus-hauend.

Endlich kamen wir auf einen Büffelwechsel. Diese Tiere treten meist zahlreich auf und sorgen für einen leidlichen Weg; den Boden pflastern sie allerdings mit häßlichen Dingen. So gelangten wir allmählich zum Fluß, und hier wurden die Wechsel und Fährten so zahlreich, daß es flotter vorwärts und zum Lager ging. Hätte ich doch diese Dickichte einmal durchtreiben lassen können! Was für Massen von Wild müssen darin Zuflucht suchen, den Fährten und der Losung nach zu urteilen. Auch zum Ansitz mit der Büchse wäre es ideal gewesen, mit der Kamera hätte es nicht

gelohnt, denn selbst der Fluß war durch mächtige überhängende Bäume derart beschattet, daß er in ewigem Halbdunkel lag.

Bevor wir von diesen interessanten Steppen schieden, wollten wir doch noch einmal versuchen, Bilder von Giraffen aufzunehmen, von denen einer meiner Reisegefährten eine so ungeheure Anzahl gesehen hatte.

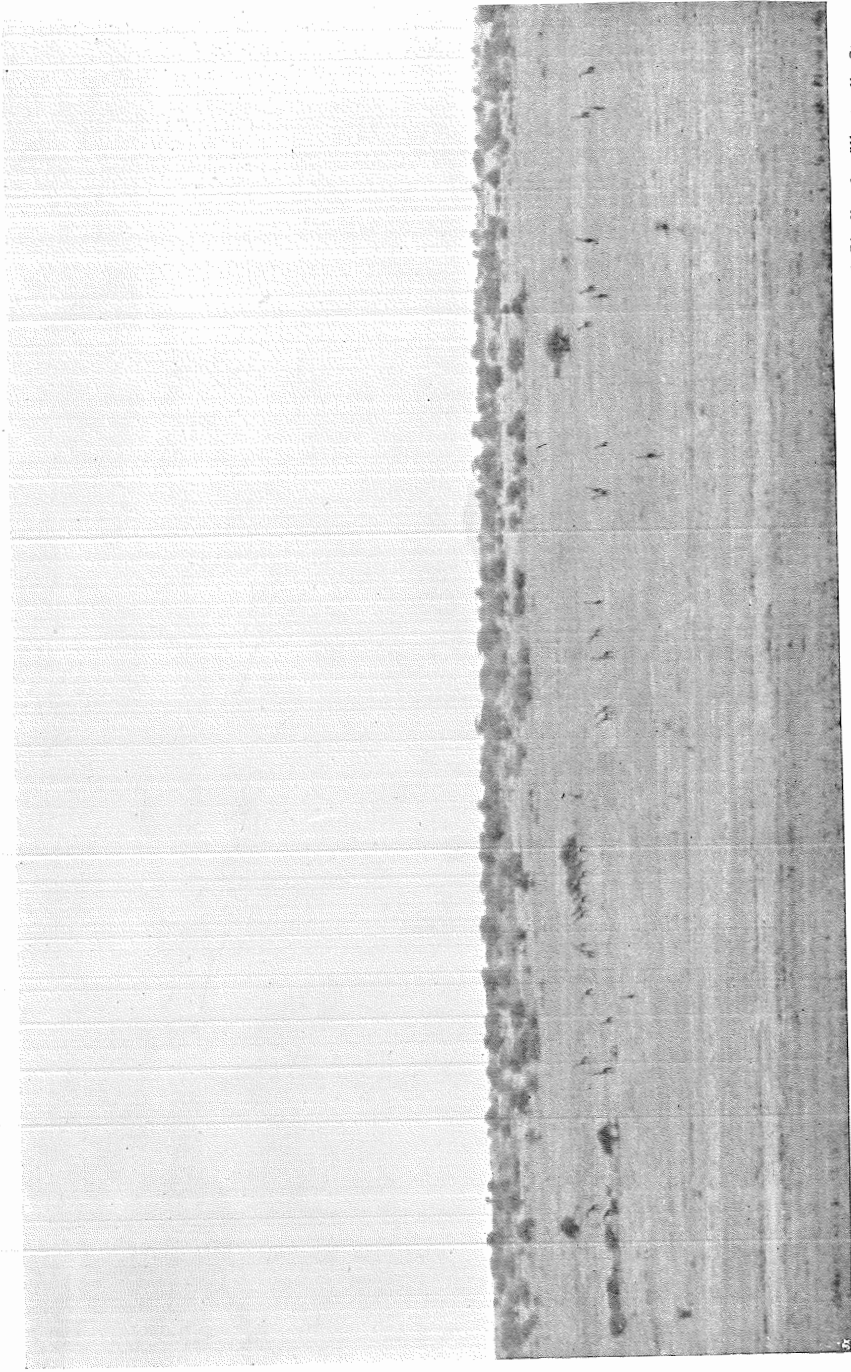
In alten Reisebeschreibungen wird wohl von gewaltigen Herden erzählt, deren Stückzahl oft auf Hunderte angegeben wird, miß-



Die junge Elenantilope war sehr zutraulich.

traulich lächelt mancher ob solcher Mären, und doch haben die Leute nicht gelogen, noch heute beleben in fernen Gegenden, wo die Massenmörder nicht hinkommen, mächtige Rudel die Steppen, und hoffentlich wird ein strenges Jagdgesetz noch recht lange eine schützende Hand über die Tiere halten, die hier niemand schädigen, deren Bestände aber ein ganz anständiges lebendes Kapital repräsentieren.

Mehrere Stunden war ich geritten, und nur ein einzelner alter Giraffenbulle war mir vor Augen gekommen, dessen Verfolgung ich sofort aufnahm, um zu meinem Leidwesen bald zu merken,



... eine Unzahl Giraffen bevölkerte die Steppe.

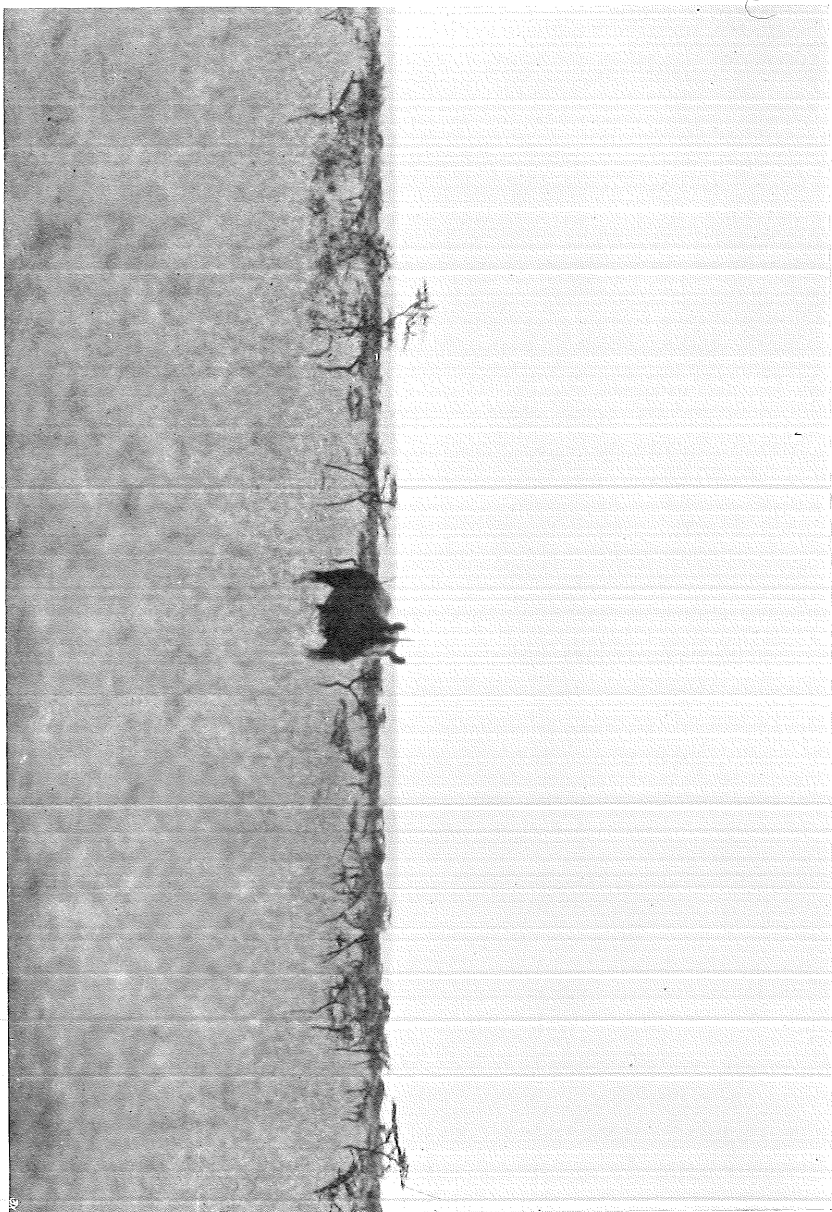
daß der scheinbar so langsame Schritt dieses Riesen ganz unglaublich fördernd ist. Alles Laufen half nichts, er gewann immer mehr Vorsprung. Mit zwei Straußen machte ich dieselbe Erfahrung, dafür gelang, wenn auch mäßig, das Bild eines Oryxbullen.

Bei der Verfolgung hatte ich meine Leute verloren und fand sie erst nach langem Suchen wieder, sie hatten inzwischen eine höchstens 1—2 Tage alte „löwengelbe“, gestreifte Elenantilope gefangen. Das Tier war ganz zutraulich, zum Laufen war es aber doch zu schwach, und so mußte es ein Träger auf den Schultern ins Lager transportieren. Er war zwar gar nicht damit einverstanden, aber hier draußen konnten wir das junge Tier nicht lassen, die Mutter hätte es ja doch nicht wieder angenommen, nachdem es Menschenhände berührt hatten.

Meine Hoffnung, die Giraffen anzutreffen, war schon recht gering, als ganz unerwartet 15 lange Häuse über dem nächsten Hügel erschienen. Sie hatten uns natürlich sofort eräugt, anbirdschen war nicht möglich, blieb also nur mein alter Trick, direkt darauf losgehen, während meine Karawane weiterzog. Die wahre Freude war das allerdings nicht. Die Büchse auf dem Rücken, die große, auf das Stativ aufgeschraubte Jagdkamera auf der Schulter, zog ich los. Die Tiere waren ganz baff. Die Hauptsache für mich war natürlich, den rechten Augenblick nicht zu verpassen, ich mußte möglichst nahe heran und schnell die Aufnahme machen, ehe sich die Herde in Galopp setzte, denn dann war alles vorbei, im Augenblick wäre sie in eine Staubwolke gehüllt gewesen.

Während ich mich hier abmühte, war mein Jäger auf einen Felsen geklettert, von dem aus er mit Händen und Füßen mir telegraphierte, zu kommen. Erst machte ich meine Bilder, dann zu ihm. Was er mir hier zeigte, überstieg allerdings alle meine Erwartungen. Eine ungeheure Talmulde lag vor uns, und hier wimmelte es von Giraffen. Zu Hunderten erfüllten sie das Tal; leider hatte ich nur noch eine Platte, sonst hätte ich mit einer Serie eine Panoramaaufnahme machen können und eine der größten Giraffenherden festgehalten, die wohl je ein menschliches Auge erblickt hat. So kann ich dem Leser aber wenigstens durch eine Aufnahme den Beweis von der Wahrheit meiner Beobachtung bringen. (Vergl. die Tafel.)

... das Nashorn kam auf mich zu.



Merkwürdig sieht es aus, wenn sich die „wandelnden Kirchtürme“ in Bewegung setzen. Sie beginnen mit einigen schwerfälligen Galoppsprüngen, wobei sie den Schwanz im Ringel hochziehen, so daß die Quaste in die Höhe des Afters kommt. Meiner Ansicht nach tun sie dies, weil der lange bis zum Sprunggelenk baumelnde Schwanz ihnen auf der Flucht hinderlich wäre.

In der Färbung treten viel Variationen auf, wir fanden sie von hellgelb bis zum tiefsten schokoladenbraun.

Ein allerliebstes Kitz war bei der Herde, es war offenbar ganz jung, da es der Mutter nur bis zur Schulter ging. —

Am letzten Tag, den wir in diesem Lager verbrachten, hatten wir noch die angenehme Überraschung, daß ein deutscher Jäger uns besuchte. Er war einer der Menschen, die von jedem Nashorn angenommen werden. Schon auf dem Leikipia-Plateau hatte er sich ihrer kaum erwehren können, und leider wurde er kurz nach unserer Abreise von einer erbosten Rhinomutter schwer verletzt. Ganz friedlich war er an einem Busch vorbeigekommen, als plötzlich das Tier hervorgestürzt kam, ihn überrannte und den Fuß zertrat. Zum Glück war er dem Horn des Tieres entgangen, sonst wäre es um ihn geschehen gewesen.

Mich behandelten diese Dickhäuter viel höflicher, allerdings habe ich auch nur sehr wenigen von ihnen etwas zu Leide getan. — —

Schon lange war es mein Wunsch gewesen, einmal recht gute Nashornbilder aus möglicher Nähe zu machen, aber immer waren die Tiere zu früh ausgerückt. Endlich an einem heißen Nachmittag traf ich den rechten Phlegmatiker.

Meinen Leuten vorausreitend, entdeckte ich im lichten Akazienwald eine dunkle Masse, die sich bald als Nashorn entpuppte.

Ein leichter Wind strich über die Steppe, und da stand der Koloß, döste und sog mit Wohlbehagen die kühle Luft ein. Nur von einem Jäger begleitet ging ich heran. Der Wind stand sehr gut, wir birschten leise, und so wurden wir nicht wahrgenommen.

Vor allem galt es, einmal richtig heranzukommen, näher als 100 Schritt.

Das Tier merkte absolut nichts, und auf 70 Schritt war bald das erste Bild gemacht. Jetzt aber kam es darauf an, ob wir es wagen sollten, ohne jede Deckung an das völlig freistehende Tier, das uns zugewandt stand, heranzugehen.

Im selben Augenblick, als ich, in der einen Hand die Büchse, in

der anderen den schweren Apparat, ihm näher kam, wurde es unruhig, das Haupt etwas erhoben, die kleinen Lauscher gespitzt, den Bürzel hoch, kam es auf mich zu.

Im Nu steht der Apparat, ich sehe auf dem Spiegel das Tier. Schnell eingestellt, klapp, und schon ist auch dieses Bild gemacht.

Jetzt, die Büchse hoch, nur etwa 40 Schritt trennen uns noch, bleibt das Tier nicht sofort stehen, muß ich mich und meinen Apparat verteidigen.

Da verhofft es. Im Augenblick sind mehrere Bilder gemacht, aber das Rhino steht schlecht, von vorn sieht es zu unförmig aus.

Ein Stein fliegt ihm an den Kopf, es dreht sich etwas zur Seite, das Aufschlagen eines zweiten Wurfgeschosses auf den Boden läßt ihn hier den Gegner suchen.

Es dreht sich breit. Nun ist mein Wunsch erfüllt, ich habe eine Serie guter Bilder, nehme den Hut ab und empfehle mich dankend dem lebenswürdigen Dickhäuter.

Ihn nun noch zu schießen, hätte ich für undankbar gehalten.

Und nun eine Frage: hat das Tier uns überhaupt gesehen? Ich glaube es nicht, und auch meine Leute verneinten es einstimmig; „es ist blind am Tage“, sagten sie.

Ich nehme an, es hat wohl gemerkt, daß etwas nicht geheuer war, daß ein Feind in der Nähe sich befand. Aber gerade der Umstand, daß wir möglichst geräuschlos arbeiteten und herangingen, hat es verhindert, auf uns loszukommen. Wir waren ihm nur unheimlich, deshalb wurde es auch nicht flüchtig, sondern drehte uns, um auf einen eventuellen Angriff vorbereitet zu sein, sein mächtig bewehrtes Haupt zu.

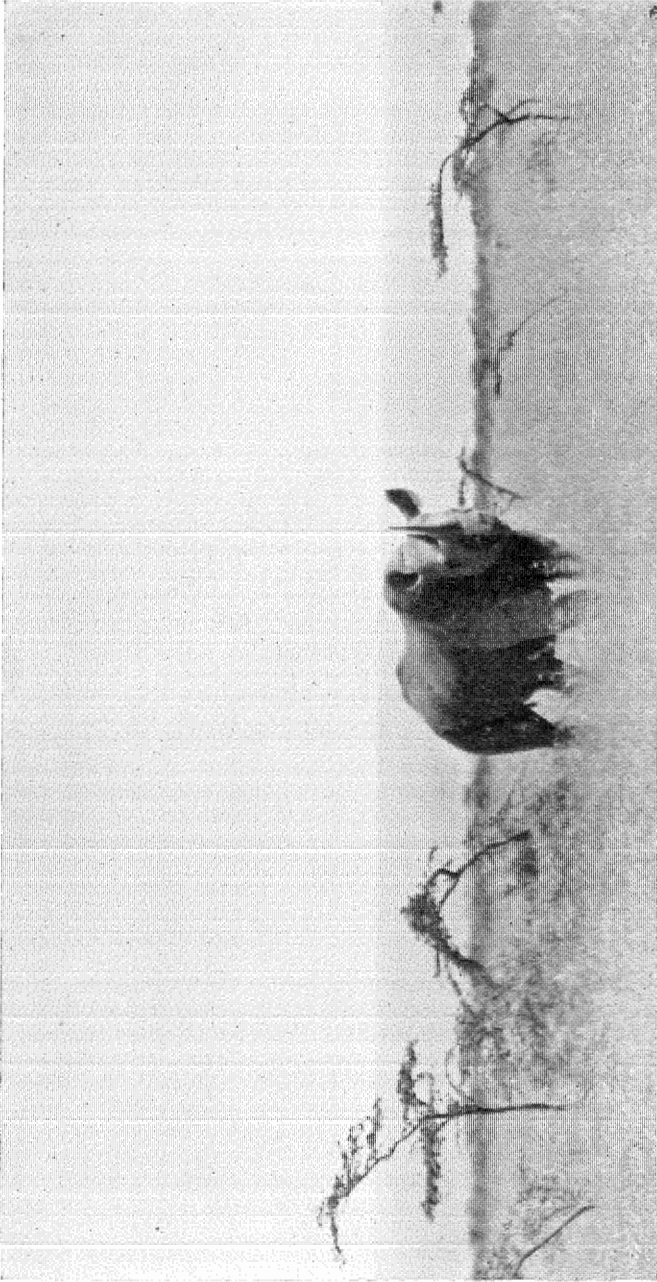
Freude machen aber solche Aufnahmen, wenn auch an die Nerven einige Anforderungen gestellt werden, denn ich will nicht verhehlen, daß es eine ziemlich kitzlige Situation ist, wenn man auf der Mattscheibe des Apparates das Herankommen eines so gewaltigen Gegners konstatiert. Nie werde ich aber diese interessanteste Episode meiner Reise vergessen und wohl kaum nochmals durchleben.

Eine mir neue Beobachtung konnte ich am nächsten Tage machen.

Ich hatte einen Oryxbock erlegt, und wir waren auf eine kleine Anhöhe geritten, um Ausschau zu halten. Wie gewöhnlich strichen sofort allerhand Geier, Marabu und Raubadler heran. Da gewahrten

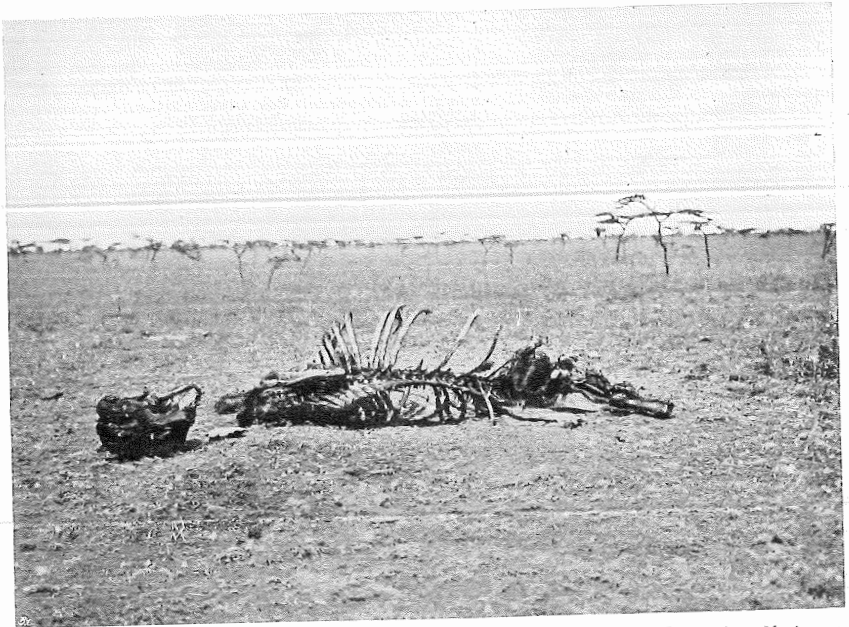


... da drehte sich das Nashorn nach uns um.

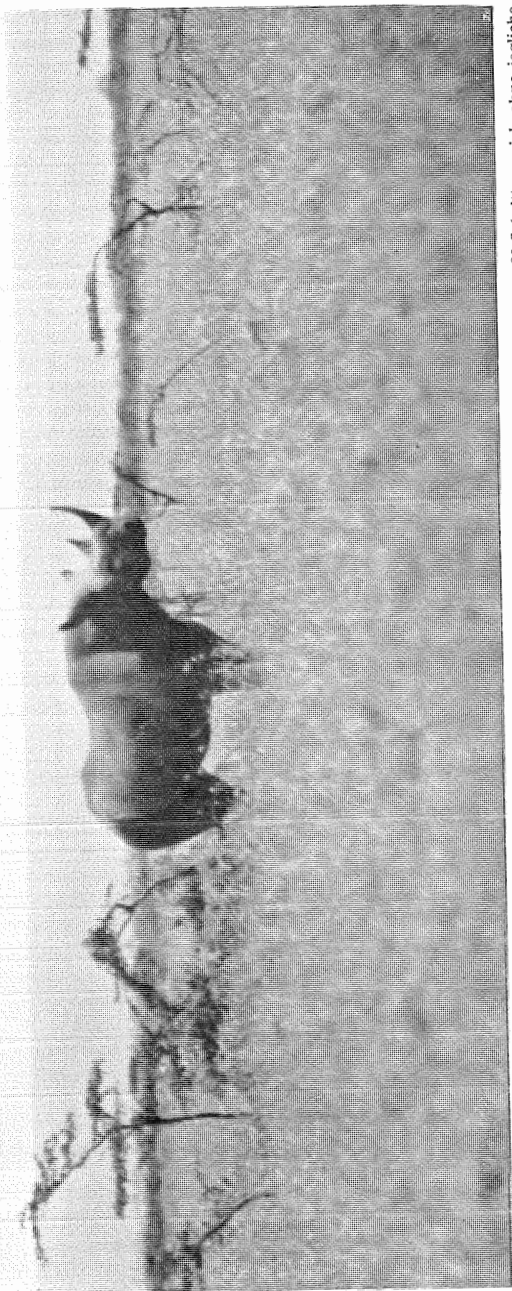


... nur etwa 40 Schritt trennten uns.

wir zwei Schakale, die, mit erhobenem Kopf direkt dem Flug der anstreichenden Geier folgend, auf das Aas zugelaufen kamen. Oft hatten wir uns gewundert, wie schnell die Tiere das erlegte Wild finden, und wußten keine Erklärung dafür, daß sie meist direkt, wie in diesem Fall, mit dem Winde herankamen. Jetzt wurde es uns klar, die Geier wiesen ihnen den Weg, und spätere wiederholte Beobachtungen lieferten uns den unumstößlichen Beweis.



Reste eines Nashorns.



... auf etwa 30 Schritt war ich ohne jegliche Deckung herangegangen.